



La dolce vita – Katrin Spinnler in „Stabat Mater“ von Antonio Tarantino. Foto Marion Bührle

## Nürnberg

Gescheit und geil

**Blue Box: „Stabat mater“ von Antonio Tarantino (Regie Alexander Schilling, Bühne Susanne Pische)**

Spärlich sind die Hinweise vom Verlag der Autoren zum erst 1993 als Dramatiker hervorgetretenen Antonio Tarantino (Jahrgang 1938), der für „Die Passion nach Johannes“ und „Stabat mater“ den in Italien begehrten Premio Riccione erhielt. Im Monologstück „Stabat mater“ zeigt Tarantino an einer profanen Parallelgestalt zur Muttergottes die Risse unter den milchigen Heiligenscheinen, mit denen der Vatikan im besten Einvernehmen mit der italienischen Regierung noch immer seine Inszenierungen illustriert. Die Ablehnung dieses vitalen Texttheaters in Italien findet eine Erklärung im Vergleich mit ähnlichen religiösen Kontroversen hierzulande, zuletzt bei den Heilbronner Krawallen um Terrence McNallys schwules Pseudopassionsspiel „Corpus Christi“. Noch immer mag ein bestimmter Publikumskreis den in Bühnenstücken vorgetragenen Rettungsanspruch der Evangelien nicht allen Adressaten zugestehen...

Diese Proletenpassion steckt in Thema, Form und Sprache voller Bezüge zum im Titel genannten Sakralpoem Jacopones de Todi: Aus dem tiefsten Sünden kam Maria Croce, die Maria vom Kreuze, ins gelobte wirtschaftswunderliche Oberitalien. Vom verheirateten Liebhaber Giovanni hat sie einen Sohn, weil's Giovanni lieber ohne machte.

Und Maria, des Herren Magd, ließ es geschehen. Noch immer ist Giovanni Marias Geschäftspartner. Von ihr gehortete Billigklamotten verhökert er weiter, manchmal sogar an die verhassten gastarbeitenden Marokkaner. Jeden Morgen um 10 wartet Maria auf Giovanni – und wird von ihm regelmäßig versetzt. In imaginären Gesprächen wendet sich Maria an ihn, später an die bigotten Marionetten in Kirche und Sozialamt. Ihr Sohn kommt in Untersuchungshaft, nachdem bei ihm verhängliches (rechtes?) Politmaterial gefunden wurde. Hat ihn da die von Maria gehasste „Schlampe“ Maddalena hineingeritten? Die Mutter will zum Richter...

Susanne Pische baute in Nürnbergs Studio-Baracke Blue Box das detailgenau ärmliche Mini-Appartement einer italienischen Trabantenvorstadt. Hinter die Balkonbrüstung aus Beton sind einstmal weiße Wohntürme projiziert. Die Wäscheleine hängt zwischen der Nepp-Ausgabe einer Leonardo-Madonna und der tragbaren Billig-Glotze, die – RAI UNO pur – de Antamoros Stummfilm-Passionsepos und seelentrösterische Star-Shows ausspuckt. Der realistische Bühnenraum und Marias typisches Kostüm mit Kunstfellschlappen und Blümchenbluse fangen die Misere des mediterranen Lebens ein, in permanentem Widerspruch zum auch im eigenen Land verteidigten Klischee der italienischen Lebenskunst.

Mamas Küche ohne Liebe und Magie! Darin Katrin Spinnler als Maria zwischen Espresso und Rosso della tavola. In neunzig Minuten durchfliegt sie Maria Croces Lamento in sich pausenlos überschlagender Gedankenhetze. Sprunghaft sind Marias Assoziationen zum dornenreichen Kreuzgang des allzu schwachen Fleisches. Mit sex-

uellen Kraftausdrücken und katholischen Ergebnisadressen tarnt sie ihre Abhängigkeit vom für ihre Welt zu gescheit gehaltenen Göttersohn und den immergeilen, verteufelten Liebhaber. Marias panische Hektik verlangsamt den Zeitfluss, ihr Warten in einer Vielfalt von Variationen und Harmonien hat drei Refrains: die vergeblichen Behördengänge, den Non-Status als Geliebte Giovanni und – den Sohn! Katrin Spinnler spult sie ab in einer Hektik, die längst nicht mehr Temperament ist.

Alexander Schilling nahm in seiner Inszenierung die Küche als Raubtierkäfig für ein ausgehungertes Muttertier, lässt dieses kreisen und keifen. Katrin Spinnler versteckt Emotionen hinter Tiraden, zeigt weniger direktes Gefühl als der Text zulassen würde. Wie die sozialen Instanzen an der Süditalinerin unverhohlen ihre doppelmoraligen Vorurteile auslassen, zetert Maria gegen die Marokkaner. Die Abfälligkeiten kommen leichthin, sind bereits unverzichtbares Überlebensventil im immergleichen Alltag. Als Lebensanker der nur lippenbekenndenden Katholikin hat der Glaube abgedient. Schmal ist der Grat zwischen allerheiligster Jungfrau und dem Mythos der keinesfalls omnipotenten italienischen Mama.

Anders als Pasolini lässt Tarantino die mythische Dimension zerrinnen. Es bleiben die Hülsen aus Evangelium und Legende. Der Schluss des Stücks ohne Regiebemerkungen ist offen. In der Nürnberger Aufführung stiehlt sich Maria am Ende selbst aus der Rolle der Leidensmutter: Enthemmt vom Cinzano wirft sie die Textilien in den regennassen Hof, wandelt sich von der befleckten Madonna zur mittels Perücke blond-aufreizenden Buhlerin Maddalena. Innerlich bricht sie auf – zum Richter Caraffa, in den Tod? Und bleibt doch gebannt an ihrem Platz zwischen Marienbild und Fernseher. Am Ende steht die Ruine der irdischen Ikone Maria, erstickt von der himmlischen Mutter und Vater Staat.

Roland Dippel

**Theater der Zeit  
Juni 2002**